

Analyse

Milan Prenosil Der Präsident der Zürcher City-Vereinigung inszeniert den Stadtsommer. *Von Edgar Schuler*

In der Kampfzone zwischen Gewerbe und Politik

Sie heisst zwar «Aufsehen», aber es ist gut möglich, dass die Sommeraktion 2015 des Innenstadtgewerbes als diejenige in die Geschichte eingehen wird, die am wenigsten Aufsehen erregt hat. Aufsehen erregen im Sinn von: streiten.

Unwahrscheinlich sind Kontroversen, wie sie 1986 die lebensgrossen Plastiklöwen ausgelöst haben, 1998 Kühe, 2001 Bänke, 2005 Teddys und 2009 Riesenblumentöpfe. Undenkbar ist auch ein Krach wie 1990. Damals erfand Stadträtin Ursula Koch zur Abqualifizierung der vom Gewerbe geplanten Wasserspiele an der Bahnhofstrasse eigens das Wort «Sauglattismus». Sie verweigerte naserümpfend die Bewilligung für den «Stadtkitsch».

Milan Prenosil (53), Präsident des Branchen- und Interessenverbands des Innenstadtgewerbes, ist ehrlich stolz,



mit der diesjährigen Aktion einen neuen Weg eingeschlagen zu haben. «Wir mussten uns etwas ausdenken, das sich abhebt von den Vorgängeraktionen», sagt er. «Wir wollen diesmal anspruchsvoller und tiefgründiger sein.» Die Innenstadtgewerbler haben sich in monatelanger Arbeit zusammen mit Künstlern mehrere Dutzend riesige Transparente und Installationen ausgedacht. Sie hängen zum Teil schon heute an den Fassaden, hoch über den Strassen. Der Blick des Publikums soll in die Höhe gelenkt werden, über die Schaufenster hinaus, denen sonst die Hauptsorge der Boutiquen und Warenhäuser gilt.

«Aufsehen» ist die erste Sommeraktion, die Milan Prenosil inszeniert, seit er 2009 Präsident der City-Vereinigung wurde. Es passt zu ihm, dass sie – um ein weiteres Wort von Ursula Koch zu verwenden – ohne «Brimboriumzeug»

auskommt. In der natürlichen Kampfzone zwischen Gewerbe und rot-grüner Stadtregierung neigt Prenosil weniger zum öffentlichen Streit als seine Vorgänger. Er ist ein Pragmatiker.

Zum Ärger der Freisinnigen in der Stadt Zürich, die vor drei Jahren einen Abstimmungskampf gegen den Neubau des Sechseläutenplatzes und den Abbau einer Autospur führten, setzte sich das «einfache Mitglied» der FDP seiner Wohngemeinde Kilchberg für den Platz ein. «Das Gewerbe brauchte die Umgestaltung», sagt er. Man darf sich aber nicht täuschen lassen: Hinter den Kulissen nutzt auch Prenosil, zusammen mit den Anwälten der City-Vereinigung, eiskalt alle Rechtsmittel für Parkplätze und gegen Einschränkungen des Gewerbes.

Milan Prenosil bildet zusammen mit seinem Bruder Tomas die sechste Generation im Familienunternehmen

Sprüngli. Die Coniserie ist längst weit über den Paradeplatz hinausgewachsen und zählt 1000 Angestellte. Für neue Schokolade- und Pralinésorten ist Tomas zuständig, der CEO und Tüftler der Familie. Milan, der Verwaltungsratspräsident und Stratege, ist Aussenminister. Er sorgt sich um die Aussenbeziehungen.

Und die pflegt Milan Prenosil nicht nur als Unternehmer, sondern auch als Verbandsvertreter sorgfältig. Allerdings: Auch auf der Gegenseite hat sich unterdessen einiges entspannt. Dass seinerzeit die Bewilligung schnöde verweigert wurde, gilt längst als Fehler eines Fundamentalismus gegen den «Stadtkitsch». Und wenn heute Montag die Sommeraktion den Medien präsentiert wird, tritt zusammen mit dem City-Vereinigungs-Präsidenten auch der linksalternative Polizeivorsteher Richard Wolff auf.

Gastbeitrag Die Kirchen machen sich Illusionen über ihre wahre Grösse. *Von Martin Grichting**

Die Kirchen sind Scheinriesen

Kürzlich hat der frühere Basler Münsterpfarrer Bernhard Rothen davon gesprochen, reformierte Kirchenleute seien «Häuptlinge ohne Indianer».

Nach so viel Ehrlichkeit von reformierter Seite darf man sich katholischerseits nicht lumpen lassen. Und es ist auch gar nicht schwierig, da mitzuhalten. Denn die Schweizer Bischofskonferenz hat über Ehe und Familie zwei Umfragen bei ihren Gläubigen durchführen lassen. Was da über den Zustand der katholischen Kirche in der Schweiz zutage trat, zeigt ein ähnliches Bild wie bei den Reformierten. Einer Nachrichtenagentur blieb angesichts der Abstinenz der Kirchenmitglieder von zentralen Inhalten der katholischen Glaubenslehre schlicht die Frage, was denn von der Kirche übrig geblieben sei.

Die katholische Kirche hierzulande lässt sich heute wohl am besten vergleichen mit der Figur des Herrn Tur Tur. Erfunden hat sie Michael Ende in seinem Kinderbuch «Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer». Herr Tur Tur hat ein Problem: Er ist ein Scheinriese. Wenn er vor einem steht, ist er normal gross. Wenn er sich aber entfernt, wird er nicht – wie zu erwarten wäre – immer kleiner, sondern er scheint grösser zu werden.

Die Umfrage der Bischofskonferenz hat nun die kirchlichen Verhältnisse von nahem betrachtet. Und so können alle erkennen, dass der Riese nur ein Scheinriese ist: Die tatsächliche Bedeutung ist viel kleiner, als man von ferne vermuten würde.

Angesichts dessen kommen einem Sonntagsreden von Politikern auf die herausragende gesellschaftspolitische Bedeutung der Kirchen immer bizarrer vor. Wenn solche Schalmeienklänge zu hören sind, muss man sich fragen, wann diese Politiker zum letzten Mal eine Kirche von innen gesehen haben.

Zudem kontrastiert ihr Reden mit ihrem politischen Handeln. Denn entgegen ihren Behauptungen treiben sie die Trennung von Kirche und Staat munter voran, indem sie mit hoher Kadenz alles abreißen, was bisher christliche Grundüberzeugungen im Alltag der Menschen noch konkret werden liess: Der Schutz des Sonntags und der christlichen Feiertage wird pulverisiert. Kirchlicher Religionsunterricht wird durch Religionskunde ersetzt und damit seines verkünden-

den Charakters beraubt. Die Exit-Strategie am Ende des Lebens wird salonfähig gemacht. Die Ehe zwischen einem Mann und einer Frau wird zu einer Option unter vielen. Und der Stimmbürger gibt kräftig Sukkurs, zuletzt mit der Zustimmung zum Verfassungsartikel für die Verhütung erbkranken Nachwuchses.

Es wird Zeit, diese Entwicklungen in Kirche und Staat zur Kenntnis zu nehmen. Und das bedeutet: Man muss die verbliebenen Indianer zählen, nicht länger die kirchlichen Strukturen. Letztere gaukeln das Bild eines Scheinriesen vor. Damit ist niemandem gedient. Denn der Staat stützt sich auf Verbündete, die nicht mehr leisten, was sie versprechen und wofür sie bezahlt werden.

Man muss die verbliebenen Indianer zählen, nicht länger die kirchlichen Strukturen.

Auch den Kirchen schadet ihre Scheinriesenexistenz: Sie sehen sich gezwungen, ihre nicht mehr zu rechtfertigenden Besitzstände zu bewahren durch eine noch stärkere Anpassung an den gesellschaftlichen Mainstream und durch ein immer weiter gehendes Verwässern ihrer Inhalte. Es müsste ihnen doch zu denken geben, dass sie in bioethischen und familienpolitischen Fragen sowie betreffend die Suizidbeihilfe mittlerweile sogar als zivilreligiöse Moralinspender entbehrlich geworden sind.

Kirche als Weltkirche

Was angesichts dieser Lage das richtige Rezept für die reformierten Häuptlinge ist, kann ein Katholik nicht beantworten. Die katholische Kirche in der Schweiz soll jedoch dem Weg folgen, der ihr vorgezeichnet ist: Kirche in der Weltkirche zu sein und deren «Programm» integral zu vertreten. Getragen von dieser globalen Einheit, wird sie gesellschaftlich relevant bleiben, auch wenn sie mittlerweile als Scheinriese entlarvt ist.

* Martin Grichting ist Generalvikar, das heisst Stellvertreter des Bischofs, im Bistum Chur.

US-Wahlkampf Die Affiche Bush gegen Clinton widerspricht dem Geist einer Wahl, mit der sich Amerika immer wieder neu erfindet. *Von Nicolas Richter*

Wie alte, überholte Marken

Bush und Clinton sind schon aus dem Rennen. Für das Weisse Haus kandidiert zwar ein Mann namens Jeb Bush, der aber hat sich jetzt in «Jeb!» umbenannt, wobei das Ausrufezeichen den Nachnamen ersetzt. Analog zum Sänger Prince, der sich einst mit einem Symbol gleichsetzte, könnte man Jeb nun «the politician formerly known as Bush» nennen – der Politiker, der früher Bush hiess. Hillary Clinton wiederum hat sich zur Marke namens «Hillary» gewandelt. Ihr Wahlkampflogo ist ein blau-rotes H. Amerika also hat die Wahl: ! gegen H.

Hier liegt das Dilemma im Wettbewerb um die Präsidentschaft 2016: Der Republikaner Bush und die Demokratin Clinton sind erfahren und bewährt, man würde ihnen das höchste Amt sofort zutrauen. Aber das macht sie auch so langweilig.

Bush gegen Clinton – das hat es 1992 schon einmal gegeben, damals trat Jeb's Vater gegen Hillarys Mann an. Die Aussicht, dass sich alles wiederholt, sorgt schon für Erschöpfung mit dem nächsten Staatsoberhaupt, noch bevor es gewählt ist. Der dynastische Dauerbrenner Bush-Clinton widerspricht dem Geist der Präsidentschaftswahl, mit der sich Amerika spätestens alle acht Jahre neu erfindet.

In beiden Parteien sehnen sich sogar viele nach einem Aufstand gegen das sogenannte Establishment. Unter dem Einfluss der Tea Party ist die Republikanische Partei stark nach rechts gerückt. Ein ähnliches Phänomen hat zuletzt auch die Demokraten erfasst. Sie sehnen sich danach, es den Banken, Konzernen und Reichen mal richtig heimzuzahlen, und im Streit über den Freihandel mit Asien haben sie im Kongress jetzt sogar Barack Obama niedergestimmt.

Für etliche Rechte und Linke sind die Namen Bush und Clinton Reizwörter, Synonyme für Politiker, die Konzernen ähneln, mit Wirtschaftsbossen kungeln, mit der anderen Partei faule Kompromisse schliessen.

Etliche Wähler sehnen sich nach klar rechter oder linker Haltung, nicht nach den ewigen Marken Bush und Clinton, die mit politischen Nebengeschäften steinreich geworden sind und so wirken, als hätten sie Anspruch auf ein Amt, bloss weil sie schon so lange danach streben.

Für Bush ist das die grössere Herausforderung. Obwohl er der Kompetenteste ist in seiner Partei, kann er sich in den Umfragen nicht absetzen. Entschiede das Parteivolk



«Jeb!» - Vorbereitungen für Jeb Bushs Ankündigung der Kandidatur. Foto: Getty Images

mit dem Kopf, müsste Bush gewinnen: Er ist konservativ, weiss aber, wie man sich offen und tolerant gibt. Als Ex-Gouverneur hat er das Regieren schon gelernt, er hat die Welt bereist und verspricht als Ehemann einer Latina, seine allzu weisse Partei für neue Wähler zu öffnen. Bush hofft, dass er sich mit Mässigung, Vernunft und einer vollen Kriegskasse langfristige durchsetzen wird.

Wenn der Bauch entscheidet

Aber die Republikaner neigen dazu, aus dem Bauch zu entscheiden, und sie könnten sich von jenen betören lassen, die weniger verbraucht wirken. Von Marco Rubio vielleicht, einem Junior-senator, der zwar nichts übers Regieren weiss, dafür aber jung ist. Der Sohn kubanischer Einwanderer hat sich mit Fleiss hochgekämpft – so etwas lieben die Republikaner.

Rubio ist für Bush gefährlich, denn er verkörpert den Aussenseiter, während Bush als politischer Insider gilt. Ein anderer möglicher Herausforderer Bushs ist Scott Walker, der Gouverneur von Wisconsin, der Gewerkschaften mit Terroristen vergleicht. Auch Walker gilt manchen

Rechten als der Aussenseiter, der Amerika neu erfinden könnte.

Wer auch immer die Vorwahl gewinnt, muss in der Hauptwahl wohl gegen Hillary antreten, deren Über-Marke sich bei den Demokraten durchsetzen dürfte. Ihre Rivalen werden sie allenfalls ein wenig nach links drängen. So weigert sie sich jetzt, für Obamas Freihandel zu werben. Hillary steht doppelt für das Etablierte. Erstens für den Familienkonzern Clinton, der Hunderte Millionen Dollar umsetzt. Viele Amerikaner misstrauen ihr deswegen; sie ist ungläubig, wenn sie gegen das grosse Geld in der Politik anredet. Zweitens verkörpert Clinton als Ex-Ministerin die Regierung Obama, vor allem dessen aussenpolitische Rückschläge.

Amerika muss im Jahr 2016 wählen: Wie viel militärische Intervention möchte sich das Land leisten? Wie nimmt es seiner Mittelschicht die Existenzangst? Wie geht es mit Einwanderern um? Mehr als alles aber könnte das Gefühl entscheiden, wer den USA neue Energie und Ideen verspricht: eine ganz neue Marke – oder eine alte, die unter Verrenkungen abermals ihr Logo geändert hat.